

1. Preis beim Schreibwettbewerb 2021 (Klasse 7 – 9) zum Thema: Mein größter Traum

## ***Mein größter Traum***

(verfasst von Thalia Deiser, 9c)

„Was würdest du sagen, ist dein größter Traum?“

Träge drehte ich meinen Kopf ein Stück zur Seite, um sie ansehen zu können. Ihre Haltung hatte sich nicht verändert. Immer noch lag sie mit entspannt geschlossenen Augen neben mir in meinem Bett, das Gesicht zur Decke gerichtet, die Arme hinter ihrem Kopf verschränkt und die Ärmel ihres weinroten Pullovers ein Stück hochgekrempelt, sodass ich die mit Kugelschreiber geschriebenen Zeilen, die ihren rechten Unterarm zierten, ohne Probleme erkennen konnte. Die Hausaufgabe der Geschichtsstunde von Dienstag stand neben einem Satz aus dem Buch, das sie als letztes gelesen hatte, daneben wiederum hatten die Titel der drei Filme, die sie bald sehen wollte, ihren Platz gefunden – scheinbar wahllos und in unregelmäßigen Abständen schrieb sie Dinge, die sie die nächsten Tage nicht vergessen wollte, auf ihren Unterarm. Ich hatte sie nie gefragt, wann sie damit angefangen oder weshalb sie ihren rechten und nicht den linken Arm für diese kleinen Erinnerungen auserkoren hatte, obwohl sie Rechtshänderin war.

Mir war bis jetzt einfach nie der Gedanke gekommen, das zu hinterfragen, es war immer so gewesen und gehörte zu ihr dazu wie die ganzen anderen Dinge, die auch schon so gewesen waren, als ich sie vor knapp zwei Jahren kennengelernt hatte. Dinge, wie, dass sie nie an zwei aufeinanderfolgenden Tagen die gleiche Frisur trug. Dass sie, wenn sie ein Datum aufschrieb, immer hinten mit der Jahreszahl begann. Oder dass sie dazu neigte, mir in den seltsamsten Momenten die seltsamsten Fragen zu stellen.

Als wir unseren ersten Gruselfilm gemeinsam angesehen hatten, hatte sie mich gefragt, ob ich Nudeln al dente oder länger gekocht bevorzugte. Als wir Sonnenblumen für den Geburtstag ihrer Großmutter gekauft hatten, hatte sie mich gefragt, welchen Namen ich von allen Namen auf der ganzen Welt am schönsten fand. Und als sie die Ohrringe, die ich ihr letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte, anprobierte, hatte sie mich gefragt, ob ich an ein Leben nach dem Tod glaubte und welche Socken ich in einem solchen Leben anziehen würde.

Ich könnte diese Liste noch lange weiterführen und selbst dann würde ich mich sicher nicht an alle kontextlosen Fragen, die sie mir seit dem Beginn unserer Freundschaft gestellt hatte, erinnern. Die Fragen waren so normal geworden, wie sie zum Abschied zu umarmen oder ihr den zweiten Haken von links an unserer Garderobe freizuhalten. Deswegen kam es mir auch dieses Mal nicht in den Sinn, überlegen zu wollen, wie sie jetzt, während wir gemeinsam Musik hörten, auf das Thema größte Träume kam. Stattdessen riss ich meinen Blick wieder von ihr los, machte damit weiter, die leichten Unregelmäßigkeiten meiner Zimmerdecke anzustarren und dachte nach.

Mein größter Traum.

Ein *großer* Traum war etwas, das man erleben, besitzen oder erreichen wollte – etwas, das man sich mehr als die *meisten* anderen Dinge wünschte. Ein *größter* Traum war dann wahrscheinlich etwas, was man unbedingt erleben, zwingend besitzen oder dringend erreichen wollte – etwas, das man sich mehr als *alle* anderen Dinge wünschte.

Etwas, an das man öfter als an alles andere denken musste - etwas, woran man beim Einschlafen und beim Aufwachen dachte. Beim Spaziergehen, in der Schule und beim Nichtstun. Etwas, das einem in den Sinn kam, wenn man traurig oder fröhlich war. Das man mit Regen und mit Sonnenschein verband. Und wahrscheinlich auch etwas, das einem ein positives Gefühl versprach oder schon gab, wenn man ihm ein winziges Stückchen näherkam.

Etwas, das man selbstverständlich als Teil von einem selbst wahrnahm, weil man es sich schon so lange wünschte.

„Du.“

Das leise Wort bahnte sich seinen Weg über meine trockenen Lippen, bevor ich mich überhaupt dazu entschieden hatte, es auszusprechen. Ich hörte, wie sie den Kopf drehte, konnte es förmlich vor mir sehen, wie sie mich aus ihren warmen, braunen Augen leicht überrascht anblickte und sah weiterhin starr nach oben, ohne wirklich etwas zu erkennen.

Ich wusste, ich sollte noch etwas sagen. Ich sollte eine Erklärung hinzufügen. Oder etwas, das meine Aussage abschwächte. Vielleicht sollte ich sie angrinsen und sagen, dass die vielen Worte, die hinter diesem einen steckten und die sie sicher genauso gehört hatte, wie jeder andere sie verstanden hätte, nur ein Scherz waren. Nein, das wäre feige. Ich sollte sie anblicken und fest sagen, dass ich natürlich wusste, dass sie meine Gefühle nicht erwiderte, dass ich es ihr aber trotzdem hatte erzählen wollen, weil wir uns versprochen hatten, zu jedem Zeitpunkt vollkommen ehrlich zueinander zu sein. (Das Leben war – ob nun mit oder ohne Socken nach dem Tod – zu kurz für Lügen oder Halbwahrheiten, darauf hatten wir uns damals geeinigt.) Ich sollte anfügen, dass ich hoffte, dass es nichts an unserer wundervollen Freundschaft, die mir so sehr am Herzen lag, änderte und ich mir sicher war, dass das schon wieder weggehen würde. Oder ich sollte so tun, als wäre das keine große Sache – sie nach ihrem eigenen größten Traum fragen, als hätte ich ihr nicht gerade gestanden, dass ich mich in sie verliebt hatte.

Ich schwieg.

Überdeutlich nahm ich mein aufgeregt schlagendes Herz wahr und konnte nichts anderes tun, als abzuwarten. Als abzuwarten und die Hoffnung, die so nachdrücklich an die Tür meiner Gedanken klopfte, einzulassen. Ich wartete und dachte daran, wie ich neulich zu ihr gesagt hatte, dass sie meine beste Freundin war. Ich dachte an ihr glückliches Lächeln. Daran, wie sie sich gut gelaunt bei mir eingehakt und mich weiter in Richtung des Kinos,

das wir an dem Tag besucht hatten, gezogen hatte. Und daran, wie sie erwidert hatte, dass ich natürlich auch ihre beste Freundin sei, wir diese Worte aber nie wieder gebrauchen sollten, weil sie dem, was zwischen uns war, bei weitem nicht gerecht wurden.

Es hatte lange gebraucht, bis ich mich vollständig davon hatte überzeugen können, dass sie das nicht so meinte, wie ich es mir gewünscht hätte. Dass das nicht sein konnte und einfach ein weiteres Zeichen ihrer Zuneigung war. Einer Zuneigung, die so ganz anders war als die, die ich ihr gegenüber empfand. Ganz anders, aber nicht weniger groß.

Ich wusste das. Ich wusste das wirklich und doch konnte ich nichts dagegen tun, dass ein kleiner Teil von mir, der sich einfach nicht einkriegen wollte, mir aufgeregt ins Ohr flüsterte, dass sie das auch nicht anders gemeint haben konnte. Dass sie der Spannung zwischen uns ebenso erlegen war wie ich. Und dass das jetzt der Augenblick war, in dem sie mir davon erzählen würde.

Eine federleichte, kurze Berührung an meiner Schulter holte mich aus meinen Gedanken zurück und so wenig, wie ich sie noch vor einigen Sekunden hatte ansehen können, konnte ich nun weiterhin nach oben blicken. Ich drehte meinen Kopf und sah, dass sie sich aufgerichtet hatte. Sie saß nun neben mir und hatte ihr eines Bein an die Brust gezogen, blickte mich aber tatsächlich vorsichtig an. So vorsichtig, wie ihre Berührung es gewesen war.

Ich merkte, wie sich ein unangenehmes Gefühl in mir breit machte, erkaufte mir ein bisschen mehr Zeit und setzte mich umständlich ebenfalls hin. Meine Beine zwang ich in einen Schneidersitz – ich hatte irgendwo mal gelesen, dass das ausstrahlte, dass man gelassen war – dann fiel mir beim besten Willen nichts mehr ein, was ich noch tun konnte. Also riss ich mich zusammen und hob den Blick.

Schon in der nächsten Sekunde wünschte ich mir, ich hätte es nicht getan. Nein, eigentlich wünschte ich mir, ich hätte dieses verfluchte Wort nicht ausgesprochen. Ich wünschte mir, ich könnte die Zeit zurückdrehen, meine Antwort verändern oder wenigstens eines der Dinge sagen, die ich hätte sagen sollen.

Sie mochte mich nicht auf die gleiche Weise wie ich sie.

Ich konnte es ganz deutlich in ihrem Blick sehen. Ich sah, dass sie die Bedeutung meiner Antwort sehr wohl verstanden hatte und dass sie immer noch fieberhaft überlegte, wie sie reagieren sollte. Und ich sah, dass sie zu keinem Schluss kam, weil sie mich auf keinen Fall verletzen wollte. Wahrscheinlich hatte sie mich seit meinem „Du“ so angesehen und gegen das Bedürfnis angekämpft, mich in den Arm zu nehmen – sie kannte mich gut genug, um zu wissen, dass das gerade das Letzte war, was ich wollte.

Das erklärte auch, weshalb sie nichts gesagt hatte. Es gab in dieser Situation nur die falschen Worte. Es gab keinen Weg, jemandem, der einem gerade seine Liebe gestanden hatte, zu sagen, dass man die Gefühle nicht erwiderte, ohne ihn zu verletzen. Das wusste sie genauso gut wie ich und trotzdem suchte sie gerade offensichtlich nach den richtigen Worten.

Etwas in mir zog sich schmerzhaft zusammen und auf einmal wollte ich einfach nur weg. Weg von dieser Situation, von meinen Gedanken, von meinen verfluchten Gefühlen, die alles kaputt gemacht hatten. Weg von ihr.

Ich wusste, sie konnte nichts dafür. Und ein Teil von mir wusste, dass sie mich gerade mindestens genauso sehr brauchte, wie ich sie. Dass das hier für sie fast genauso schwer war. Aber ebenso gut wusste ich, dass ich ihren Blick keine Minute länger ertragen konnte. Ihren hilflosen, traurigen Blick, der mir stumm entgegen schrie, dass ich doch bitte mit ihr reden sollte. Ihren Blick, der mir, so sanft er sein mochte, auf der Stelle mitgeteilt hatte, was ich nicht hatte hören wollen. Ihren Blick, der mir klar und deutlich sagte, dass sie sich gerade mehr als alles andere wünschte, ebenfalls in mich verliebt zu sein, es aber nicht war.

„Bitte geh“, meinte ich tonlos und sah dabei zu, wie sehr diese beiden kleinen Worte sie verletzten, ohne etwas dagegen zu tun. Ich schob meine zitternden Hände unter meine Oberschenkel und konzentrierte mich einzig und allein darauf, diese Situation so schnell wie möglich zu beenden.

Sie atmete bebend ein und streckte erneut ihre Hand nach mir aus. „Ich-“

„Ich meine es ernst. Bitte geh – ich.... muss jetzt allein sein“, unterbrach ich sie hastig und betete, dass sie mich jetzt nicht berühren würde. Ich würde die Tränen, die drohten, sich in meinen Augen zu sammeln, nicht mehr aufhalten können.

Und tatsächlich schien sie zu verstehen. Natürlich verstand sie. Sie verstand mich immer - das war eine der unzähligen Eigenschaften, die ich so sehr an ihr liebte.

Liebte. Oh, wie sehr ich dieses Wort gerade hasste.

Ich verdrängte auch diesen Gedanken und atmete erleichtert aus, als sie ihre Hand zurückzog. Sie stand zögerlich auf, griff fahrig nach ihrem Rucksack und machte Anstalten, zu meiner Zimmertür zu gehen, da drehte sie sich noch einmal um. Wie durch Nebel nahm ich wahr, dass sie mir mit feuchten Augen das Versprechen abnahm, sie anzurufen, dann verschwand sie und nach einigen Augenblicken hörte ich das vertraute Geräusch unserer zufallenden Wohnungstür.

Jetzt erst gab ich den Kampf gegen meine Tränen auf. Ich hörte mich leise schluchzen und im nächsten Moment stand ich an meinem Fenster. Ich wusste, dass alles bald wieder in Ordnung sein würde, dass ich sie nicht verloren hatte und dass unsere Freundschaft das aushalten würde. Aber es fühlte sich nicht so an. Es fühlte sich so an, als hätte ich alles kaputt gemacht.

Durch ein einziges, zu ehrliches Wort.

Ich klammerte mich haltsuchend an das Fensterbrett vor mir und blickte hinunter auf die Straße.

Verschwommen konnte ich ihre Gestalt ausmachen, die sich immer weiter von mir entfernte, während hinter mir meine Playlist zu dem Song wechselte, den wir noch vor einer Stunde zu unserem heutigen Liebling gewählt

hatten. Reglos sah ich dabei zu, wie sie in die Straße abbog, die sie zu ihrem Haus führen würde. Reglos sah ich dabei zu, wie sie aus meinem Blickfeld verschwand.

Reglos sah ich dabei zu, wie sich mein größter Traum immer mehr in einen Albtraum verwandelte.